

Ernst Jünger und die neue Topographie

Ausschnitte

Von Max v. Brück

In seinem »sizilischen Brief an den Mond« schreibt Jünger: »Was kümmert *den* das Jenseits, für den es nichts gibt, was nicht *auch* jenseitig ist? Was not tut, ist eine neue Topographie.« Nun ist es gewiß kein Zufall, daß der mit seinem Bruder eng verbundene Friedrich Georg Jünger, gleich jenem ein Liebhaber Nietzsches, die Zeit für »eine neue Topographie des Denkens« gekommen sieht.

In allen seinen Schriften unternimmt Ernst Jünger den Versuch, Jenseitiges in Diesseitigem aufzuzeigen und Diesseitiges im Jenseits zu spiegeln. Aber ihm dabei auf die Schliche zu kommen, ist ein äußerst vertracktes Unterfangen. Denn immer wieder wechselt er die geistigen Positionen und Kostüme: bald zeigt er sich als Skeptiker, bald ist er der Nihilist, der die Frage nach dem Sinn des Daseins als unlösbar verneint, bald kommt er als heroischer Realist, ekstatischer Visionär, Deuter okkulten und parapsychologischer Vorgänge, bald als nüchterner Analytiker oder mikroskopierender Beobachter der Natur.

Nur dem mit vierundzwanzig Jahren aus dem Leben geschiedenen Eugen Gottlob Winkler, einer der großen Hoffnungen der deutschen Literatur in der Epoche zwischen den Kriegen, dürfte das Unterfangen in einer bis heute unübertroffenen Weise gelungen sein, und zwar in dem 1936 geschriebenen Essay: »Ernst Jünger und das Unheil des Denkens.«

Damals lagen nur die ersten sechs Schriften Jüngers vor, nämlich: In Stahlgewittern; Das Wäldchen 125; Der Kampf als inneres Erlebnis; Der Arbeiter; Das abenteuerliche Herz (1. Fassung) und Blätter und Steine. Die Genialität des Winklerschen Essays möchte ich in der prospektiven Analyse erblicken, die ihre Gültigkeit auch für die Unzahl der späteren Werke des inzwischen neunundachtzigjährigen bedeutenden, umstrittenen Schriftstellers erweist, einschließlich dessen letzter Erzählung »Aladins Problem«, die erst vor kurzem erschienen ist und ihn auf der alten Höhe zeigt.

Die vom Klett-Verlag in Stuttgart besorgte Gesamtausgabe liegt nun in achtzehn Bänden vor. Alles, was der Unermüdliche jetzt noch schreiben wird, soll in Einzelausgaben erscheinen, so auch der noch für dieses Jahr vorgesehene Aufsatz »Autor und Autorschaft«. In zeitlicher Folge sind nur drei der ersten Schriften in einem Band, dem ersten, vereinigt. Und da Jünger selbst manches neufafte, ergänzte oder teilweise sogar umschrieb, wurde einiges in früheren Jahren Entstandene, beispielsweise »Blätter und Steine« (1936) in Einzelaufsätzen neu verteilt. Anderes, so »Das abenteuerliche Herz« (erste Fassung 1936) findet zusammen mit der Zweiten Fassung von 1938 jetzt im siebten Band seine gemeinsame Heimstatt. Der »Mann im Mond«, dessen Selbstgespräch E. G. Winkler ausgiebig zitiert, ist in der Gesamtausgabe nicht vorhanden. Ich vermute ihn in dem 1930 erschienenen Sammelwerk »Mondschein, Magische Geschichten«, das mir gleichfalls nicht mehr zugänglich ist.



»Es gibt heute«, sagt Winkler, »wenige Denker, zu deren Werk man auf Jahre

hinaus in einem Verhältnis steht, das zwischen spontaner Zustimmung und entschiedener Ablehnung ununterbrochen wechselt«. Die Lektüre zwingt den Leser zum »Einsatz« seines »Allerpersönlichsten«, sein eigenes »Dasein« werde in einer von Gedrucktem kaum mehr gewohnten Weise angegriffen.

Dabei soll nicht verschwiegen sein, daß Jünger bei den heute Jungen weit weniger »ankommt« als wohl noch immer bei vielen Älteren. Und bei diesen begegnet er wahrscheinlich der meisten Zustimmung noch immer in seinen Tagebüchern. Sie nehmen im Gesamtwerk einen breiten Raum ein, allein die beiden letzten Bände »Siebzig – verweht« umfassen 1238 Seiten. In ihnen erreicht seine Sprache, unbeschadet der gelegentlich auch hier auftauchenden Manierismen und kultischen Wortgesten, ein nirgendwo sonst übertroffenes Ausdrucksvolumen, vollends in den Schilderungen von Landschaften oder auch von Tieren und Pflanzen, denen er mit dem geschulten Auge des Entomologen auf »subtiler Jagd« begegnet.

Seine Tagebücher oder »Diarien« halten nicht den Tageslauf in Regesten fest, sie vermerken nur das ihm jeweils Wichtigste und stellen ein höchst eigenes Webmuster aus Träumen, Reflexionen, Wirklichkeit und Begegnungen dar. So vermerkt er unter dem 14. März 1971: »Der Traum ist mehr als eine Schachpartie, die der Geist auf seinem eigenen Felde genießt. Ihm ist dabei ein Einblick hinter die Kulissen der raumzeitlichen Welt vergönnt. Ihr Ablauf wird bei solchen Einsichten verschoben, als ob ein Filmband rückwärts abrollte oder in die Zukunft verschösse. Ursache und Wirkung scheinen wunderbar vertauscht« (14. März 1971). Ein gründlicher Kenner des Werkes glaubt wohl nicht zu Unrecht, die Faszination des sensiblen Lesers beruhe »auf der phantastischen Schilderung der Traumwelten, die dem Schlaf oder Rausch zugänglich sind oder auf der hypnotischen Wirkung von Jüngers Prosa«.



Nicht selten findet Jünger entschiedene Ablehnung unter der Perspektive der herrschenden politischen Ideologie. Man kann jedoch das Schema rechts-links nicht auf ihn anwenden, der sowohl zur Rechten wie zur Linken keine engere politische Verbindung unterhielt, vielmehr in »einem Bewußtsein der Ferne« blieb, das ihn, gleich der Figur des Lucius in »Heliopolis«, von den Menschen trennt und in seiner gern geübten eisigen Distanz auf nicht wenige kalt und hochmütig wirkt.

Daß er in seiner Jugend als Nationalist empfand, als Neunzehnjähriger begeistert in den Krieg zog und von einem »Hundert-Millionen-Reich« träumte, ist aus der Sicht der heutigen Generation nicht mehr zu begreifen. Indes, das patriotische Gefühl, die Vaterlandsliebe war damals noch relativ unbeschädigt. Wenn sie auch von Wilhelm II. nicht gerade würdig repräsentiert wurde, war sie doch nicht besudelt und blutbefleckt wie unter einem Hitler (den Jünger im Tagebuch Kniebolo nennt). Er hat diesem in den »Marmorklippen« mit ihren Schinderstätten und ihrem Oberförster ein Zeugnis ausgestellt, das als Chiffre des Widerstandes allgemein begriffen wurde.

Freilich kann nicht bestritten werden, daß er in den ersten Jahren nach 1918 in Zeitschriften wie »Arminius« und »Standarte« mitarbeitete und in »Die totale Mobilmachung« (1930) ein Denken vertritt, das der Ideologie der »Machtergreifung« nahezustehen scheint. Aber er hat, und das ist doch das Entscheidende, 1927 ein Reichstags-Mandat der NSDAP strikt zurückgewiesen, stellte 1934 jede Mitarbeit

beim Reichssender Leipzig ein und untersagte die Veröffentlichung seiner Arbeiten im »Völkischen Beobachter«.

Keineswegs auch war Jünger ein Militarist *pur sang*. Stets empfand er sich als einen Träumer besonderer Art, »der sich den Gedanken, den Taten zuwendet«. Er betrachtet, wie E. G. Winkler schrieb, »den Traum, der für den Menschen des Logos ein leidiges Abirren ist, als eigentlichen und wesentlichen Zustand des geistigen Menschen«. Die unglaublichen Bravourleistungen, die dem jungen Fähnrich oder Leutnant von damals die höchste, selten verliehene Auszeichnung des »Pour le Mérite« einbrachten, sind darauf zurückzuführen, daß er die innersten Zonen der Gefahr in einem Tarnmantel des Traumes durchschritt, worin auch die Lust am Abenteuer eingewoben war. Und schließlich – ein Mann, der während eines Artillerie-Einsatzes im Unterstand den »Tristram Shandy« von Sterne zu lesen beginnt, einen Lungensteckschuß erhält und dann, im Lazarett, die Lektüre des »Tristram Shandy« fortführt, ist viel zu differenziert für einen bloßen Haudegen. Wenn er, auf dem Vormarsch in Frankreich, den General mit leicht schnarrender Stimme fragt: »Darf man hoffen, daß man noch ins Feuer kommt?«, ist dies wohl ein kleiner Rückfall in den Offiziersjargon des Ersten Weltkrieges. Hin und wieder ist er, zumal in den Selbstbetrachtungen, nicht frei von Preziosität, die auch ins Komische übergehen kann. Dazu ein Beispiel: Im Pariser Tagebuch vermerkt er einmal, daß er bei Depressionen abmagere. Nicht jeder täte das.

Wenn der große Einzelgänger in unsere »uranische Epoche« mit ihren Feuerkatastrophen, Vulkanen und Strahlungen eintritt, hält er weiten Abstand zu den »ranglosen Massen«. Seine Sprache hat geradezu sakralen Prunk, wo ihn die Imagination durch »Königstädte« und »kosmische Metropolen« führt. Da kann ihm weder Lob noch Tadel etwas anhaben. Sagt doch auch der »Mann im Mond«: »Einige, die ich nicht höre, da meine Einsamkeit mich längst des Hörens entwöhnt hat, werden mir Beifall klatschen; andere, die ich ebenso wenig zu hören vermag, werden mich ausschreien. Und doch bleibt alles, wie es ist.«

Tatsächlich schreien ihn einige aus, und zwar als Ästhetiker des Schreckens und der Gewalt. Ihr Vorwurf kann nicht das Grundmuster treffen, wohl aber Einzelheiten in ihm, und diese machen die von E. G. Winkler vermerkte Ambivalenz von spontaner Zustimmung und entschiedener Ablehnung besonders spürbar. Man erinnert sich etwa der Szene, da ein Maschinengewehr am Kopfende einer Straße auffährt und allein sein Anblick die Straße im Nu leert. Oder an die Schilderung von zwei Luftangriffen im Paris der Besatzungszeit. Während des ersten Angriffes saß Jünger gerade beim Abendessen im Hotel Raphael. Er eilte aufs Dach und sah Rauchwolken in breiter Ausdehnung. »Der Anblick war unheilvoll und machte sogleich den Sinnen deutlich, daß dort Hunderte, ja vielleicht Tausende von Menschen erstickten, verbrannten, verbluteten«. Beim zweiten Angriff, einige Monate später und wieder auf dem Dach, während des Sonnenuntergangs, hielt er – in unverkennbarer Faszination – »ein Glas Burgunder, in dem Erdbeeren schwammen, in der Hand. Die Stadt mit ihren roten Türmen und Kuppeln lag in gewaltiger Schönheit, gleich einem Kelche, der zu tödlicher Befruchtung überflogen wird. Alles war Schauspiel, war reine, von Schmerz bejahte und erhöhte Macht.«

So etwas bereitet Ärgernis. Und daran ändert sich nichts, wenn der große Kenner der Weltliteratur, nach dem Frühstück am nächsten Morgen, die Lektüre der

Offenbarung beendet und mit ihr die Bibellesungen, die er drei Jahre zuvor begonnen hatte. Ohne Frage hegt Jünger eine tiefe Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal ihm fremder Menschen.



Jünger weilte in Paris mit zahllosen Unterbrechungen, darunter auch einer Abkommandierung in den Kaukasus, von Juni 1941 bis zum 13. August 1944, dem Tage des Abschieds, der auch »zahllose persönliche Trennungen« brachte. Wer damals als Deutscher in Paris leben durfte, in höherer Charge in der Besatzungsmacht oder in der deutschen Botschaft, war – verglichen mit denen in der Heimat – ein Privilegierter. Daß Jünger, dem die Nazis, nicht zuletzt Goebbels, spätestens seit seiner Ablehnung der Aufnahme in die neu gegründete Dichter-Akademie mißtrauten, dazugehörte, läßt sich nur daraus erklären, daß der »Gefreite des Ersten Weltkriegs« einen gewissen Respekt vor den Trägern des Pour le Mérite hegte.

Auch heute noch ist Jünger, nach eigener Aussage, unter allen Städten Paris die liebste. Seine Kontakte zu Frankreich, viele davon in der Besatzungszeit, manche schon vorher geknüpft, haben keinen Bruch erlitten. Er stand u. a. mit Picasso, Braque, Céline, Cocteau, Gallimard in Verbindung. Dabei spielt unstreitig sein enges Verhältnis zum Geist der großen französischen Literatur eine erhebliche Rolle. Nun gehört es zur ungebrochenen Tradition Frankreichs, die Schöne Literatur als eine selbständige Gattung zu betrachten, bei aller Relevanz politischer oder ideologischer Inhalte in den einzelnen Werken. Diese Tradition ist auch für Jünger gültig: er erblickt – nicht zu Unrecht – in unserem heutigen deutschen Schrifttum die Tendenz, Schöne Literatur als »Nebenzweig der Politik oder als Terrain der Soziologie« zu behandeln (Notiz vom 3. 12. 1968).



E. G. Winkler meint, den Gedanken in Jüngers Schriften komme nicht die »Endgültigkeit geistiger Verfestigung« zu, das Denken gehe als ein »unaufhörlicher Vorgang« durch sie hindurch. Auch sagt er, Jünger glaube »nicht an die Unveränderlichkeit einer Wesenssubstanz, die im Menschen naturaliter angelegt sei und in der sein Eigentlichstes« beruhe. Dies mag zutreffen. Jünger ist sehr vielschichtig. Mythos und Religion sind nicht scharf bei ihm geschieden. Traumwandlerische Sicherheit mischt sich in ihm mit Kultischem und Okkultem, mit dem Versuch, die Grenzen von Raum und Zeit zu überschreiten, aber auch mit einem Spieltrieb in vielen Formen (z. B. Experimenten mit Drogen). Ferner gibt es da eine eigenartige Lust am Abenteuer, die den Achtzehnjährigen aus der Schule in die Fremdenlegion nach Afrika lockt, aus der er nur durch die guten Beziehungen des Vaters ausgelöst worden ist.



Gelegentlich hat Jünger in seinen Schriften angedeutet, es könne der Zeitpunkt kommen, da es nicht mehr ausreiche, Bücher zu schreiben. Er nahm ein Stichwort auf, das ungefähr besagen mochte, es sei geboten, die Theorie gegen die Praxis abzutau-

schen. Mir scheint, dieses Stichwort, in das sich blinkend die Feder begibt, ist einer der Gründe für die starke Faszination von Jüngers Sprachkunst. Sie bewegt sich stets auf des Messers Schneide zwischen Schilderung, Analyse, ursprünglichen Bildern und dem realdidaktischen Umschlag zur Aktion, und stets verführt sie zur Erwartung, dieser Umschlag könne sich vollziehen. Das wirkt wie die Gebärde eines Condottiere der Literatur, der sein Wort zur Aktion schärft. Es gab ja die ganz seltenen Fälle, da aus einer Feder ein Schwert wurde, Machiavellis »Principe« zum Beispiel, der den Typus der Macht seit den Tagen der Renaissance umrissen und mitgeprägt hat. Freilich, als Jünger 1948 sein Manifest »Der Friede« im Druck erscheinen ließ, vermochte es nicht zu zünden, es hielt sich in den weiten Linien eines idealistischen Panoramas, das von der handgreiflichen praktischen Politik und ihren alles andere als idealistischen Konstruktionen desavouiert wurde. Jünger hat dann später, im »Waldgang«, den Typus des Machtlos-Mächtigen, des Einzelnen im Kampf gegen die großen Kollektive vortrefflich beschrieben. Freilich – das »Schwert« ist ausgeblieben.

Seine Besonderheit als Schriftsteller möchte ich darin erblicken, daß er sowohl im essayistischen wie im erzählenden Werk sich abseits der üblichen literarischen Gattungen bewegt. Seine Traktate sind immer wieder mit Metaphern und Imaginationen durchsetzt, wie wir sie aus seiner funkelnden Prosa kennen. So entsteht eine ihn kennzeichnende literarische Mischform, die auch für das schildernde, erzählende Werk gilt. Dieses wendet sich seinerseits vom tradierten Erzählschema und von der im herkömmlichen Roman geübten kontinuierlichen Entwicklung eines wie immer gearteten gesellschaftlichen Milieus ab. Das heißt nicht, daß Jünger nicht »erzählen« könne. So ist Ortner's Lebensbeichte in »Heliopolis«, wo eine hierarchische Gesellschaft aus antikisierenden Mustern konstruiert wird, geradezu ein Beispiel tradierter guter Erzählkunst. Kennzeichnend jedoch für seine Schriften sind die wiederkehrenden Muster und Grundkonstellationen, die stets aufs neue variiert werden. Ihre Träger sind Einzelgänger und bilden eine Elite, die mit der »ranglosen Masse« nichts zu tun hat. Soweit es sich dabei um Personen aus Jüngers Freundes- und Bekanntenkreis handelt, tragen sie oft Schlüsselnamen und heißen dann Nigromontanus, Cellarius, Magister.

Auch die elitären Einzelgänger kehren in Verwandlungen oftmals wieder. Oder auch in einem Austausch von Diesseits und Jenseits, da ja alles »auch jenseitig« ist. So wird der Adept Fortunio der »Marmorklippen«, der in die Tiefe der Wälder eintaucht und dort vernichtet wird, in Jüngers Traum vom Besuch beim Oberförster (Abenteuerliches Herz) wieder präsent und geistert auch durch »Heliopolis«. Manuel Venator, der Nachtsteward auf der Kasbah von »Eumeswil«, ist auch ein Schicksalsverwandter Fortunios, auch er kommt in den Wäldern um, freilich im Gefolge des Tyrannen. In »Aladins Problem« trägt die Erzählfigur Züge des Lucius de Geer aus »Heliopolis«. Und nicht zuletzt ist Phares, der Kommandant des Regentenschiffes, welcher de Geer nach Oben in eine kosmische Ferne geleitet, in »Aladins Problem« gewissermaßen spiegelbildlich verkehrt und führt nach Unten, ins Totenreich.



In Jüngers Werk gibt es zwei Grundtypen, die einander scharf gegenüberstehen. Es ist der 1932 konzipierte und übrigens von Martin Heidegger sehr geschätzte »Arbei-

ter« und der »Waldgänger«. Mit vollem Recht ist Winkler der Auffassung, daß im »Arbeiter« der elitäre Mensch, der Einzelne, abdanke. Er konnte nicht vorauswissen, daß Jünger diesen Einzelnen in seiner 1951 erschienenen Studie »Der Waldgang« wieder voll inthronisierte, in einem »Spielraum kleiner Eliten«.

Zunächst jedoch: was ist ein »Waldgänger«? Es gibt eine ältere Bezeichnung, das Wort »Partisan«. Baudelaire gebraucht es einmal, er sagt, der unbefangene Kritiker könne, indem er seine eigenen Meinungen ausspricht, auch die einiger unbekannter Partisanen – »de quelques partisans inconnus« – wiedergeben. Partisanen, das sind also Weg- und Gesinnungsgefährten, die nicht unbedingt in äußerer Verbindung zueinander stehen müssen. Es sind die Parteigänger einer qualifizierten Minderheit, die sich vom Gros mit seinen homogenen Gewohnheiten, seinen Denk- und Gefühlskonserven unterscheidet. Im Krieg war der Partisan der irreguläre Kämpfer zwischen den Heeren, oft buchstäblich in Wäldern und Sümpfen. Jüngers »Waldgänger« deckt sich mit diesen Spielarten, geht aber zugleich über sie hinaus. Jünger verleiht ihm einzelne Merkmale, die weniger Ergebnis einer Deduktion als der Betrachtung dynamischer Erscheinungsweisen sind. Durch den Prozeß der Totalisierung und Mechanisierung heimatlos geworden, sieht der Waldgänger sich der Vernichtung ausgeliefert und ist zum Widerstand entschlossen. Auch weiß er, daß die Freiheit nicht mehr in den alten Sicherungen gründen kann, denn jeder Komfort ist einschläfernd, er führt zur Domestikation durch die Tyrannis. – »Die Lage des Haustiers« – ein erhellender Satz – »zieht die des Schlachttiers nach«. – Der Waldgänger ist der Mensch im »Wald«, der – als geistiger Ort – überall sein kann. Doch nur in ihm vollzieht sich die Begegnung mit dem eigenen Ich, er ist das eigentliche, unveränderliche und zeitlose Sein, der Quellgrund der Existenz, auf dem die »verschütteten alten Bilder« liegen, die durch Schmerz und Leiden freigelegt werden. Für die Zivilisation hingegen verwendet Jünger das Bild des »Schiffes«. Auf ihm fährt auch der Waldgänger, aber er trägt stets das Urbild des »Waldes« in sich, er »schläft im Walde«.

»Der Waldgang« ist, ob Jünger es will oder nicht, ein eminent politisches Buch, und zwar im Wortsinne, denn es betrifft das Verhältnis des einzelnen zur Polis. Oder sollte ich es besser das politische Buch eines Unpolitischen nennen? Denn für Jünger geht es, nach eigener Aussage, um »andere als politische Ideen«.

Warum nur? Sind politische Ideen nicht sehr wichtig, nämlich als Verbindungsstücke zur großen, ursprünglichen Seinsordnung, welcher Jünger seinen Waldgänger mit unwidersprochener Notwendigkeit zuordnet? Der Nihilismus als »Nullmeridian«, als zu passierender Durchgang auf der geschichtlichen Wanderschaft, – das ist ein sehr produktiver Ansatz. Es leuchtet ein, daß von hier aus auch die richtige Antwort auf die Apparaturen, die eine perfektionierte Technik für uns bereithält, gegeben werden könnte. Nur fragt sich, ob nicht der glänzende Schriftsteller den Glanz seiner Diktion auch dort für ausreichend hält, wo ein Weg gezeigt werden mußte. Die Bilder bleiben ästhetisch – spielerisch, wenn sie nicht zu einer praktischen Didaktik führen. Trotz großartigen Treffern in der Analyse wird dann der Leser, vom Autor in ein für Tod oder Leben entscheidendes Spannungsfeld geführt, gerade da enttäuscht, wo das nackte Gestein der Wirklichkeit zutage treten sollte. Ein Satz wie beispielsweise dieser, daß planetarische Ordnungen durch Verträge zu erreichen seien, die nicht die Gewalt verewigen, ist wahr, nur allzu wahr, doch völlig unverbindlich. Man könnte ebenso gut sagen, Recht entstehe, indem Unrecht beseitigt werde. Gewiß. Aber wie?

Man wüßte sich einen Waldgang, der wie in der Waffenlehre mit den Griffen anfängt und aus den Elementen aufbaut, um von dort zu einer neuen Topographie zu gelangen.



Hier ist wohl der Ort, die Frage nach Jüngers Verhältnis zu den Kirchen und zur christlichen Religion zu stellen. Die Kirchen befänden sich existentiell auf dem »Schiff« als dem zeitlichen Sein, wo sie dem Waldgänger auf den Pfaden, die ins Unbegangene führen, nur »Assistenz«, nicht »Existenz« geben könnten. Freilich, und dieser Gedanke bahnte sich schon in den »Strahlungen« an, lasse sich von einer tiefer fundierten Theologie her der Heilungsprozeß erhoffen. Der Theologe im Sinne Jüngers müsse selber mit den unerschöpflichen Quellen des »Waldes« vertraut sein, um den Menschen vorzubereiten auf »Wege, die ins Dunkle und Unbebaute führen«. Er selbst jedoch hat kein eindeutiges Verhältnis zum Gottesglauben und sagt, gleichfalls in den »Strahlungen«, er müsse sich »Gott zunächst beweisen«, ehe er an ihn glauben könne. »Schöner wäre gewiß die Gnade, doch entspricht sie nicht der Lage und nicht dem Stande, in dem ich bin.«

Und wie verhält sich Jünger zur christlichen, im Nicaenum niedergelegten Orthodoxy? Daß er der Transzendenz gegenüber aufgeschlossen ist, bleibt unbestritten. Von Christus ist bei ihm nicht selten die Rede. Er nennt ihn den »höchsten Stifter«, der als »Bezwinger der Furcht« das Totenreich betritt. Er erscheine, gleichwie bei Hölderlin, als die »Überhöhung herakleischer und dionysischer Macht«. In den späten Tagebüchern (September 1978) wird zweimal sogar der Terminus der »Heilsgewißheit« evoziert, freilich nicht als Verkündung der Erlösung, sondern als Aufzeigung »unzerstörbarer Substanz, die Labyrinth und Katastrophen zum Fest« machen könne. An anderer Stelle wird Christus an Moses, Sokrates und Platon gemessen und weit über sie gestellt. Nun, das tun die Platoniker und Gnostiker mit ihrem Demiurgen auch, ohne ihn dem Logos gleichzustellen, wie ihn das Konzil von Nicaea lehrt, »wesensgleich mit dem Vater«. Unsere eingangs gestellte Frage, die nicht Jünger katechisieren wollte, sondern auf eine Klarstellung zielt, bleibt offen.



Jüngers »Arbeiter« ist der Phänotyp des technischen Zeitalters. Er hat gewisse Ähnlichkeit mit den Gemeinschaften der Bienen, Ameisen und Termiten. Hier neigen heutige Biologen, unter ihnen der französische Entomologe Remy Martin, dazu, die Auffassung vom Einzeltier zu revidieren und diese Insektenstaaten als eine Art von Superorganismus zu betrachten, in denen das Einzeltier die Zelle darstellt. Offensichtlich ist Jüngers »Arbeiter« auch nur Einzelzelle eines Organismus, nämlich der immer mehr sich perfektionierenden Technik, die ihre Vollkommenheit erreiche, wenn sie uneingeschränkt zur Herrschaft gelangt sei. Aber ist, fragt Winkler, im statischen und höchst geordneten Raum der vollendeten Technik der Mensch nicht selber statisch geworden? In diesem Falle jedoch wäre der Mensch plötzlich geschichtslos. Jünger aber bleibe dann den Sinn der künftigen von ihm gedeuteten Welt schuldig. Dadurch erhalte sein Denken einen »unerträglichen Zug von Verzweiflung«.

Nun spricht aber auch Jünger gelegentlich vom »künstlichen« Menschen, wir würden heute sagen: vom Roboter. Das Seltsame nur ist, daß er nach wie vor am statischen Charakter des Arbeiters festhält und nicht wahrhaben will, daß diesem die einsetzende Mikroelektronik, das Computerwesen und hochintelligente Roboter mehr und mehr an Arbeit abnehmen, so daß er schließlich nur noch einen Teil seiner bisherigen Funktionen zu leisten hat. Im Maße jedoch, in dem sich dieser Prozeß vollzieht, wächst die Freizeit, und mit der wachsenden Freizeit wird der »Arbeiter« durch einen neuen Phänotyp abgelöst, den wir den Freizeit-Menschen nennen wollen. Nimmt nun die Freizeit weiterhin zu, so verlieren Sex, Kino, Fußball, Fernsehen usw. auch für den Dümmden allmählich an Reiz und es bereitet sich, in Ermangelung jedes moralischen und geistigen Fundamentes, gähnende Langeweile aus. In einer 1973 veröffentlichten Studie »Die Mutation der Menschheit« rückt Pierre Bertaux das Spielproblem in den Vordergrund und stellt die These auf, es bedürfe einer speziellen Gruppenintelligenz, um einen veränderten Spieltrieb mit neuen Spielen zu entwickeln. Noch aber ist kein *homo ludens* neuer Art zu entdecken. Eher ist anzunehmen, daß der Freizeitmensch eines Tages auf dem »Schiff« in ein neues Neandertal fährt, während der große Einzelgänger nach Resten von Wäldern ausschaut oder nach einer heutigen Thebais, in der er ein Anachoretendasein führen könnte.

Edson de Castro Homem, geboren 1949 in Rio de Janeiro, Priester 1977, ist Spiritual des Priesterseminars der Erzdiözese Rio de Janeiro und lehrt Theologie der Spiritualität an der Päpstlichen Universität daselbst. Den Beitrag auf Seite 208 übertrug aus dem Brasilianischen Gerhard Schäfer.

F. A. M. Alting von Geusau, geboren 1933, verheiratet, sechs Kinder, ist Professor für Internationales und Europäisches Recht an der Katholischen Universität Tilburg (Niederlande). Den Beitrag auf Seite 220 übertrug aus dem Englischen August Berz.

Karl Dietrich Erdmann, geboren 1910 in Köln, ist Professor Emeritus für Mittlere und Neuere Geschichte der Universität Kiel; von 1966 bis 1970 Vorsitzender des Deutschen Bildungsrates. Der Beitrag auf Seite 243 ist die leicht gekürzte Fassung des gleichnamigen Kapitels, das Erdmann in Gebhardt Handbuch der Deutschen Geschichte veröffentlicht hat (Herausgegeben von Herbert Grundmann †/Karl Dietrich Schwann: Die Zeit der Weltkriege. 2. Teilband 4/2. Ernst Klett Verlag Stuttgart 1976, S. 570-578). Das vierbändige Handbuch der deutschen Geschichte erscheint beim Verlag Klett-Cotta in Stuttgart.

Der Beitrag auf Seite 255 ist identisch mit dem Text, den Walter Kasper vor der Vollversammlung der deutschen Bischofskonferenz am 14. März 1984 in Altötting vorgetragen hat.

Der Beitrag von Michael Dummett auf Seite 241 wurde von Jason Zacker übersetzt.

Manfred Hättich, geboren 1925 in Owingen, lehrt als ordentlicher Professor Politische Wissenschaften an der Universität München; seit 1970 Direktor der Akademie für Politische Bildung in Tutzing.

Max v. Brück, geboren 1904 in Kempten, 1935-1943 Redakteur der Frankfurter Zeitung, 1958-1970 Korrespondent des Westdeutschen und Norddeutschen Rundfunks in Rom. Lebt in München.